

Karin van Mourik

Sogkräfte

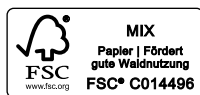
Ein Leben zwischen
Deutschland und Russland

Unter Mitarbeit von Natalia Barannikova,
Co-Autorin der russischen Fassung

Autorisierte Übertragung aus dem Russischen und Bearbeitung
von Elisabeth Cheauré

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2022
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Satz: ZeroSoft SRL, Timișoara
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-451-38868-2
ISBN E-Book (EPUB): 978-3-451-82967-3

Inhalt

Vorwort.	7
Wie ich beschloss, Russisch zu lernen (1975)	10
Im Leningrader Blockade-Museum (1977)	13
Geschichte einer Liebe (1977).	16
Wenn die Russen kommen (1991)	19
Witebsker Bahnhof (1977)	22
Verwirrung (1977)	26
Elabuga (2011)	29
Zwischenstation Liebe (1980)	33
Hochzeit in Schwarz (1981)	38
Milch, Honig und erste Abgründe (1981).	45
Smetana-Wolken (1988)	50
Euphorie für ein Jahr ... (1982)	56
... und ihr krachender Zusammenbruch (1985)	62
Luoravetlan (1993)	68
Das Horrorzimmer (1992)	73
Ein Kriegsgefangener und seine Postkarten (2012)	79
Absurde à la russe (1980er-Jahre).	87
Hammelfett und Pferdefleisch (1989)	93
Der Dolch des Wehrmachtsoffiziers (1990).	100
Frauenschach (1983).	107
Orpheus in der Unterwelt (2009)	113
Mein goldenes Moskau (1990er-Jahre)	117
Silicon Valley (1988)	125
Zwetajewa. Letzte Begegnungen (1992)	132

„Russischer Winter in Freiburg“ (1994)	139
Wie Lenin mir den Weg zeigte (1994)	146
Transsibirischer Albtraum (1996)	150
Lidija (1997)	161
Sprache als Schlüssel (1989)	165
Racheengel (1998)	171
Cherchez la femme (1991)	178
Die zweite gute Nachricht (2005)	182
Anmerkung der Übersetzerin	188

Vorwort

Geschichten. Immer wieder und überall meine „russischen Geschichten“. Und dann meist dieselbe Reaktion: „Darüber müssen Sie doch ein Buch schreiben!“ Ich konnte mir das aber nicht vorstellen, denn das mündliche Erzählen liegt mir einfach mehr.

Und so war es ein Glücksfall, dass ich Natalia Barannikova traf, mich mit ihr anfreundete und mich kurz darauf das Angebot aus Russland erreichte, meine Geschichten als Buch zu veröffentlichen. Wir begannen mit der Arbeit: Ich erzählte in russischer Sprache über mein Leben, und Natalia formte daraus einen literarischen Text. Dafür kann ich ihr nicht genug danken.

Das Produkt unserer gemeinsamen Arbeit erschien dann tatsächlich 2018 unter dem russischen Titel „Perevod Russkogo. Dnevnik frojljajn Mjuller – frau Ivanov“ („Übersetzung des Russischen. Das Tagebuch von Fräulein Müller – Frau Iwanow“) im Moskauer Bombora-Verlag. Es folgten viel beachtete Buchpräsentationen in Russland und bald auch eine erste Vorstellung des Buches im Rahmen einer Veranstaltung des Freiburger Zwetajewa-Zentrums und der West-Ost-Gesellschaft. Auch diese erste Lesung einzelner Kapitel aus der deutschen Übersetzung, mit der mich meine Freundin, die Freiburger Slawistin Elisabeth Cheauré, beschenkt hatte, fand großen Zuspruch.

Dennoch zögerte ich lange, diese Sammlung von Episoden meines Lebens und meinen speziellen, von jahrzehntelanger Erfahrung geprägten Blick auf Russland zur Gänze einem deutschen Publikum zu präsentieren.

Die Gründe dafür waren komplex: Zum einen finden sich in der russischen Fassung des Textes Kapitel und einzelne Passagen, die mir entweder zu persönlich erscheinen oder explizit für eine russische Leserschaft geschrieben sind. Zum anderen aber erwies sich der russische Text mit seinem stellenweise romantisierenden oder auch pauschalisierenden Duktus auf Deutsch erstaunlicherweise als befremdlich. Ich musste erkennen, dass die deutsche Fassung an nicht wenigen Stellen und in einigen Kapiteln nicht mehr meinem Wesen und meiner Art des Erzählens entsprach. Zugleich aber erhob der Text nach wie vor den Anspruch, „mein Leben“ abzubilden.

Ich schlug mich mehr als zwei Jahre mit dem Dilemma herum, den deutschen Text in der ursprünglichen Fassung nicht weiter verbreiten zu wollen, auch um mich selbst zu schützen. Zugleich aber war es mir ein Anliegen, mit meiner Familie, mit meinen Freundinnen und Freunden und auch mit anderen an Russland Interessierten meine Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse im deutsch-russischen „Zwischenraum“ zu teilen. Ich danke daher Elisabeth Cheauré sehr für ihre Bereitschaft, den deutschen Text mit mir zusammen einer stellenweise radikalen Überarbeitung zu unterziehen. Die vorliegende Fassung, die vom russischen Original an vielen Stellen abweicht, ist damit von mir autorisiert.

Mein Dank gilt auch meinem geliebten Mann Jan Kees, der das Entstehen dieses Buches mit nie nachlassendem Interesse begleitet hat, sowie Frau Dr. Regine Nohejl und Matthias Deutschmann für ihre kritische Durchsicht des Textes.

Das Buch, das auf besondere Weise erst in russischer Sprache entstanden ist und dann eine elementare Revision für eine deutschsprachige Leserschaft erfahren hat, bietet keine „Potemkinschen Dörfer“, nichts Ausgedachtes, mit Ausnahme der fingierten Namen, die die meisten Protagonisten tragen. Es ist ein Versuch, mein Leben, das auf vielen Ebenen, privat wie geschäftlich, mit Russland verbunden war und ist, zu reflektieren – auch wenn es aufgrund der jüngsten politischen Entwicklungen wie ein Bericht aus einer versunkenen Welt an-

muten mag. Aber alles, was ich an Positivem und Negativem erlebt und erfahren habe, ist eben – Russland. Ein Land, das für mich starke Sogkräfte entwickelt hat. Um den verführerischen wie auch bisweilen verhängnisvollen Anziehungen nicht mit Haut und Haaren zu erliegen, war ich froh, zugleich fest in Deutschland verwurzelt geblieben zu sein. So habe ich bewusst ein Leben zwischen Deutschland und Russland gewählt.

Freiburg, im Juni 2022

Karin van Mourik

Wie ich beschloss, Russisch zu lernen (1975)

Ich habe gar nichts beschlossen. Irgendwie wurde für mich entschieden. Warum – das weiß höchstens der liebe Gott.

Natürlich kam dazu kein Engel angefliegen, natürlich war es keine Offenbarung, und doch weiß ich eines sehr genau: Russisch zu lernen, mit all den Folgen, die daraus erwachsen würden, war keine bewusste, sondern eine sehr spontane Entscheidung.

Zu diesem Zeitpunkt war alles Russische für mich rätselhaft und verschlossen. Ein Geheimnis. Und natürlich gerade deshalb faszinierend. Frost. Pelz. Schlitten. Troika. Der Film *Doktor Schiwago*, zehn Mal gesehen. Diese unglaubliche Leidenschaft in den dunklen, feuchten Augen von Omar Sharif, Zärtlichkeit, Mitgefühl, Kühnheit – alles zusammen ein Sinnbild für ein edles, ja fast erhabenes Russland. Sogar die russische Revolution bekam ein romantisches Antlitz, so stellte ich mir das jedenfalls vor. Vor der unfassbar riesigen Sowjetunion hinter dem Eisernen Vorhang hatte ich zwar irgendwie Angst, aber diese Angst, diese Furcht zog mich in eigenartiger Weise an.

Und dann der Satz, im Traum gehört und auch in wachem Zustand. Der Satz meines Vaters, eines ehemaligen Kriegsgefangenen: *Kogda puskaete domoj?* Wann entlasst ihr uns nach Hause? Ein Satz, mir von Kindheit an vertraut ... zunächst jedoch nur eine Ansammlung von Lauten.

Frankreich dagegen liebte ich schon immer, ich sprach auch sehr gut Französisch. Ich träumte davon, Dolmetscherin zu werden (damals, 1974, mein Traumberuf – noch ohne zu verstehen, dass dies eine

Tätigkeit ist, die meinem Temperament nicht entspricht). Ich wollte die französische Sprache vollkommen beherrschen, ohne nachzudenken, wollte mich frei wie ein Vogel am Himmel fühlen, in Melodien baden ... die Eleganz der Sprache in mich aufnehmen ... mein Deutschsein etwas abmildern ...

Für die Ausbildung zur Dolmetscherin hätte ich meine Heimatstadt verlassen müssen. Meine Eltern aber durchlebten damals eine finanziell schwierige Zeit und baten mich inständig, nicht wegzugehen.

Aber was dann? Romanistik an der Freiburger Universität zu studieren, bedeutete damals, dass man nur Lehrerin werden konnte. Und das war nun gar nichts für mich.

Und so studierte ich notgedrungen als zweites Fach Anglistik. Aber die englische Sprache hatte für mich schon damals den etwas zweifelhaften Ruf eines reinen „Kommunikationsinstruments“. Ich mochte die Sprache nicht. Punkt.

In einer Lehrveranstaltung zur englischen Literatur, ich war gelangweilt und unglücklich über dieses Studienfach, kam mir blitzartig eine rettende Idee. Ich wartete ungeduldig das Ende der Vorlesung ab, ging ins Studentensekretariat und schrieb mich für Slawistik ein.

Beim Mittagessen, ich weiß noch, es gab saure Leber, die ich ohnehin noch nie gemocht hatte, teilte ich den Eltern dann meinen Entschluss mit: Ich werde Russisch studieren.

Die Eltern brachen nur deshalb nicht zusammen, weil sie schon saßen. Sie saßen weiter auf ihren Stühlen, schweigend, sie aßen – scheinbar ruhig – sogar weiter. Aber es herrschte eine solche Grabesstille, dass die Gabeln, wenn sie die Teller berührten, ein glockenähnliches Geräusch von sich gaben. Ich selbst hatte einen dicken Kloß im Hals wie noch nie im Leben. Irgendwie aber auch ein Gefühl von Mitleid mit meinen Eltern, es war mir unangenehm, sie direkt anzublicken.

Sie erklärten rundheraus, das habe keine Zukunft. Ich hätte keine Zukunft. Russisch zu lernen sei der reine Wahnsinn. Die Situation war eigentlich verfahren, geradezu hoffnungslos, denn ich verstand au-

genblicklich, dass meine Eltern in diesem Moment eines mit letzter Sicherheit wussten: Sie würden mich nicht davon abbringen können.

Das Unverständnis meiner Eltern ertrug ich mit erstaunlicher Ruhe, so gelassen, wie man mit Unabänderlichem umgeht, mit einem trüben Montagmorgen zum Beispiel.

Die Idee aber, Russisch zu studieren, wurde immer stärker und intensiver. Bald hatte ich das Gefühl, damit nicht bis zum Beginn des neuen Semesters warten zu können. Und so trat ich wenigstens dem Russischen Chor bei, den es an der Freiburger Universität seit Jahrzehnten gab und auch heute noch gibt.

Ich sang mit Inbrunst „Vo pole berezon’ka stojala“ (Auf dem Felde steht ein Birk’chen), lernte den Text in der lateinischen Umschrift aus dem Kyrillischen, handgeschrieben vom Chorleiter, „Väterchen“ Alexander Kresling. Natürlich verstand ich überhaupt nichts vom Inhalt, von meiner kühnen Idee aber war ich mehr und mehr begeistert.

Ja, die Eltern ... Das war das eine. Aber selbst die Professoren der Universität sagten uns offen ins Gesicht: Wir hätten keine Zukunft, wir, diese Studenten, die es wagten, Russisch zu studieren. Allerdings war auch uns selbst klar: Aus Westdeutschland kommend, in die Sowjetunion zu reisen, war schwierig, vielleicht auch gefährlich.

Wenn ich überhaupt über meine Zukunft nachdachte, so stand mir immer ein einziges Bild vor Augen, eine Szene aus dem Film *Doktor Schiwago*: Schienen, die sich irgendwohin im fernen Schnee verlieren.

Im Leningrader Blockade-Museum (1977)

Bis zu jenem Tag hatte ich nur ein Gefühl. Deutschland, und gerade die Generation meiner Eltern, hatte unfassbar schwer gesündigt. Ich hatte diese Schuld selbstverständlich angenommen, als nicht zu vergebende Schuld, auch für mich persönlich. Diese Schuld nicht mehr tragen zu müssen, von ihr befreit zu werden, gar erleichtert durchatmen zu können – das war für mich unvorstellbar. Die Schuld war immer da, Nachfragen waren verboten, ein Hinterfragen noch mehr. Deutsche Volkslieder zu singen – unangebracht. Die deutsche Fahne zu schwingen – gar nicht zu denken. Kurz gesagt, positive Gefühle gegenüber meinem eigenen Land existierten nicht, dafür reichlich Unbehagen, eine Deutsche zu sein.

Wir, die meisten Westdeutschen meiner Generation, leben bis zum heutigen Tage in dem Bewusstsein, dass diese Schuld niemals getilgt und die Verbrechen durch nichts gesühnt werden können. Auch die Tatsache, dass man ja selbst nichts Schlechtes getan hat, hilft nicht. Ich weiß nicht, wie andere darüber denken, aber ich konnte mich damals des Eindrucks nicht erwehren, dass sich die Ostdeutschen nicht in gleichem Maße mit diesen Fragen abquälten. So, als hätten sie automatisch Vergebung erfahren, als sie den Weg in Richtung Kommunismus eingeschlagen hatten.

1977. Ich, jung, graublaue Augen, strohblondes Haar. Trotz meiner Jugend schon damals so etwas wie eine sprudelnde Quelle für eine psychologische Arbeit zum Thema „Schuldkomplex“. Zum ersten Mal in der Sowjetunion, in Leningrad, und froh, in einer Gruppe von

Schweizer Studenten mitreisen zu können, die hier Russisch lernten. Über meine wahre Herkunft wussten vielleicht nur jene freundlichen jungen Männer Bescheid, die zu unserer Begleitung abgestellt waren, wohl Komsomolzenführer mit dem Auftrag, unsere Gruppe zu beobachten.

Ich galt sicherlich nicht als Spionin, aber irgendwie empfand ich die Schweizer Gruppe dennoch als eine Art Schutzschild, unter dem ich relativ gelassen durch Leningrad spazieren konnte. Diese Ruhe hielt an, bis wir das Blockade-Museum der Stadt Leningrad besuchten, das in einem früheren Bombenschutzkeller untergebracht war.

Hier erzählte man uns zuallererst von den Gräueltaten der Deutschen, von der über 900 Tage andauernden Blockade Leningrads, von der ich so gut wie nichts wusste. Uns wurde alles erzählt, worüber zu Hause, in der Heimat, geschwiegen worden war. Und der Exkursionsführer hielt – im Glauben, eine Schweizer Gruppe vor sich zu haben – mit seiner Meinung über den Faschismus nicht hinter dem Berg.

Im Bombenschutzkeller wurden Explosionen nachgestellt. Die Wände wackelten, in den Fluren flackerten kleine Lampen. Unfassbarer Lärm, schreckliche Bilder, zutiefst beängstigend.

In einem anderen Raum erblickte ich in einer Vitrine die Uniform und den Helm eines deutschen Soldaten. Uns wurde erzählt, dass er von einem tapferen Jungen, einem Helden, getötet worden sei. Dieser Junge war ein Held, weil er viele Faschisten getötet hatte. Auf dem kleinen Schild an der Vitrine las ich, dass der getötete Soldat Hans geheißen hatte, dass er 19 Jahre alt gewesen war, als er starb, und dass er aus einer deutschen Kleinstadt stammte. Was der Exkursionsführer weiter sagte, nahm ich nur noch unbewusst wahr, ich blieb stehen und starrte stumpf auf Einzelheiten der Trophäen: Knöpfe, Abzeichen auf der Uniform, Kratzer am Gürtel, die Ziffern auf der metallenen Erkennungsmarke. Und dann sah ich ihn. Den Brief, der aus der ledernen Gürteltasche ragte.

Zeilen, akkurat mit Feder und Tinte geschrieben, in meiner eigenen Sprache. Ich hatte das Gefühl, als freuten sich die Buchstaben,

endlich gelesen und verstanden zu werden. Ich las geradezu gierig, las noch einmal, las alles, was ich irgendwie entziffern konnte. Es war ein Brief der Mutter von Hans. Vielleicht spätabends geschrieben, die Küche war sauber gemacht, die kleineren Kinder ins Bett gebracht, Stille, nur das Ticken des Uhrzeigers ist zu hören. ... Der Krieg war wohl noch nicht bis auf die Schwäbische Alb gelangt. Ein Brief voller Hoffnung, dass der geliebte Sohn heil nach Hause kommen werde. Die Mutter schickt ihm warme Strümpfe, selbst gestrickt. Diese Strümpfe lagen auch da, in der Vitrine, mitten unter den Trophäen.

Aber vielleicht bildete ich mir das auch nur ein.

Die Sachen von Hans schwiegen hinter dem Glas. Auch ich stand schweigend, zur Salzsäule erstarrt. Mitten unter allen anderen, die diskutierten, ihr Mitgefühl zeigten und offensichtlich tief bewegt waren. Mit meinem Verstand war ich bei ihnen, meine Seele aber war ganz woanders, hinter dem dicken Glas der Vitrine.

Und plötzlich löste sich der Knoten. Der Knoten „Identität“. Hier, in einem Leningrader Bombenkeller, wurde mir das ganze Grauen bewusst, das mit meiner Nation verbunden ist. Und zugleich wurde mir schlagartig bewusst: Ich gehöre trotz alledem zu Hans und zu meinem Volk. Ich bin – eine Deutsche.

Geschichte einer Liebe (1977)

Wir begegneten uns am ersten Tag meines Aufenthalts in Leningrad, genauer gesagt: in den ersten Stunden. Direkt auf der Straße. Bumm. Er hatte an diesem Abend etwas vor und ich etwas ganz anderes. Ich hetzte meiner Gruppe zum Abendessen in die Mensa nach, hatte getrödeln, mich verspätet. Die ganze Gruppe war verspätet. Kaum vom Flughafen gekommen, in Hektik die Zimmer bezogen, regelrecht angetrieben. Ab zum Abendessen, sofort, viel zu spät. Und so trafen zwei Menschen aufeinander ohne romantische Begleitumstände.

Ich schritt kräftig und zielgerichtet aus, vom Studentenheim Richtung Mensa, die in einem anderen Gebäude untergebracht war. Und er rollte mit einem leichten Fahrrad auf mich zu.

Er fragt mich etwas. Irgendetwas zu irgendeinem Durchgang zu irgendeinem Haus. Was soll ich da sagen? Er grinst von Ohr zu Ohr. Wahrscheinlich versteht er sofort, dass ich gar nichts sagen werde. Gar nichts sagen kann. Vielleicht lacht er deshalb. Eines ist klar: Ich bin von Kopf bis Fuß Ausländerin. Allein mein Gang! Auch heute erkenne ich aus einem Kilometer Entfernung eine russische Frau allein schon am Gang: kleine Schritte, weiches Auftreten. Das kann ich bis heute nicht.

Bitte, sagen Sie doch, wo ist dieser Durchgang? – Hä?

Wenn er gefragt hätte, sagen Sie bitte, wo ist hier die Venus? – Ich hätte auch versucht, ihm irgendwie eine Antwort zu geben. Er war einfach hinreißend!

Er tut erstaunt, als er meinen Akzent hört. Und dann bin ich erstaunt, weil er plötzlich ins Deutsche wechselt (sein Deutsch ist noch viel schlechter als mein Russisch).